

**Zeitschrift:** Theologische Zeitschrift  
**Herausgeber:** Theologische Fakultät der Universität Basel  
**Band:** 54 (1998)  
**Heft:** 4

**Artikel:** Wissende Prophetendeutung : zum 150. Geburtstag Bernhard Duhms  
**Autor:** Smend, Rudolf  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-878028>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 08.02.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Theologische Zeitschrift

---

Jahrgang 54

1998

Heft 4

---

## Wissende Prophetendeutung

Zum 150. Geburtstag Bernhard Duhms

Vortrag in der Dorfkirche St. Matthäi zu Bingum  
am 10. Oktober 1997

Von Bingum nach Basel, von der unteren Ems an den oberen Rhein und dabei aus der Brauerei in die Universität: das ist kein alltäglicher Weg. Und nicht nur was die Orte, sondern auch was die Zeit angeht, ist er weit gewesen: Bernhard Lauardus Duhm wurde 1847 geboren, an unserem 10. Oktober, und starb 1928 am 1. September, dem Tag, an dem man in Deutschland den Sieg von Sedan zu feiern pflegte, der 1870 Kaiser Napoleon III. den Thron gekostet hatte. Das lag, als Duhm starb, schon fast 60 Jahre zurück, und doch war er 1870 schon ein erwachsener Mann mit abgeschlossenem Studium gewesen. Noch im Königreich Hannover grossgeworden, hatte er das Bismarckreich von Anfang bis Ende erlebt, allerdings seit 1889 vom schweizerischen Ufer des Rheins aus. Bewusst deutsch ist er geblieben, und von mindestens zweien seiner Söhne muss man leider sagen, dass sie sich, obwohl Theologen, nach seinem Tod in unrühmlicher Weise auf den Nationalsozialismus eingelassen haben. Wie gross die Entfernung von seiner Herkunft geworden war, zeigte sein Tod: er wurde von einem Lastauto, nach anderer Version von einer Strassenbahn überfahren — 1847 und gar in Bingum undenkbar.

Das Eindrucksvollste an seinem Lebenslauf scheint mir zu sein, dass Duhm sich selbst immer treu geblieben oder auch: dass er der Ostfrieser geblieben ist, der er war. In Basel fiel er mit seinen rötlichen Haaren auf und dadurch, dass er «wanne, wanne!» rief, wenn ihn etwas verwunderte oder erregte; «Wanne, wanne» wurde sein stadtbekanntester Spitzname. Er baute sich am Ufer des Rheins ein rotes Backsteinhaus mit nach aussen zu öffnenden Fenstern, das auch im Emden oder Leer stehen könnte. Heute ist es zu einem besseren Schuppen degradiert, aber vom Fluss her sieht man an der Wand immer noch das kleine Relief mit einem Baum und dem Vers aus Hiob (14,9): «Vom

Geruch des Wassers wird er grünen» — was die Basler Studenten fragen liess, ob Duhms Haare wohl grün werden könnten. Solange er noch nicht ganz so weit von der Heimat entfernt war, nämlich in Göttingen, liess er sich mit den Produkten des väterlichen Hauses und Hofes versorgen. Ich weiss das daher, dass diese Sendungen nach seinem Abgang nach Basel an meine in Göttingen nachrückenden Grosseltern gingen; mein Vater pflegte zu erzählen, er habe in seiner Jugend keine andere Butter gegessen als die von Duhms aus Bingum, und diese sei sehr gut gewesen.

In einem (im Original lateinischen) Lebenslauf<sup>1</sup> hat Bernhard Duhm die ostfriesische Landschaft und ihre Bewohner mit dem folgenden etwas komplizierten Satz beschrieben: «Unsere grüne, für die Augen grenzenlose Ebene, nicht so sehr durch Abwechslung reizvoll wie durch ihre Unermesslichkeit grossartig, macht uns Menschlein, die entweder reichlich nüchtern und schwerfällig sind oder für alles Unendliche offen, zu Naturen, die erdgebunden sind oder beweglich; ich bin von der beweglichen Sorte.» Man sieht: Minderwertigkeitskomplexe hatte er nicht.

Dass seine «Beweglichkeit» erkannt wurde und er sich dann in mehreren Etappen auch räumlich so weit fortbewegte, statt in Bingum Bauer und Brauer zu werden — das wurde an seiner Stelle der jüngere Bruder Lauardus Nikolaus —, könnte damit zusammenhängen, dass Lauardus Knopf, sein Grossvater mütterlicherseits, Pastor in Loga war. Er hat den Enkel sicherlich mit allerlei Anregungen versehen und dafür gesorgt, dass er Lesestoff bekam und bei den Bingumer Pastoren jener Jahre über den Elementarunterricht hinaus Latein, Griechisch und Französisch lernte. Er besuchte dann auch noch ein richtiges Gymnasium, nämlich die Oberklassen des berühmten Ulrichianums in Aurich, wo ihn der Rektor Wilhelm Reuter als geistige und moralische Autorität tief beeindruckte. Vielseitig begabt und interessiert — im Lebenslauf nennt er ausser den Sprachen Geschichte, deutsche Literatur und Mathematik — hätte er manches werden können, z.B. nach eigener Aussage Mathematiker. Daran, dass er dann in Göttingen Theologie studierte, könnte wieder der Logaer Grossvater beteiligt gewesen sein. Für das Studium brauchte er ganze sechs Semester, und danach kehrte er noch einmal für ein Jahr (1870/71) nach Bingum zurück, wohl vor allem um mit einem gewissen Abstand Klarheit über seine Zukunft zu gewinnen. Er übte sich im Predigen, offenbar auch nicht ohne Erfolg, sehnte sich aber je länger desto mehr nach der Wissenschaft zurück. So bewarb er sich um eine Repetentenstelle am Göttinger theologischen Stift, die er auch erhielt, und von da an lebte er 18 Jahre in Göttingen. Nimmt man die drei Jahre des Studiums hinzu, dann war er in Göttingen länger als in Bingum — eine ziemlich zeitraubende Zwischenstation zwischen Ostfriesland und der Schweiz!

<sup>1</sup> Vgl. R. Smend, *Deutsche Alttestamentler in drei Jahrhunderten* (1989) 114f.; zum Folgenden überhaupt das dortige Duhm-Kapitel.

Aber die Zeit wurde ihm doch viel mehr gegeben als geraubt. Denn in Göttingen reifte er zu dem heran, was er dann in Basel auf geradezu klassische Weise gewesen ist: ein tiefgründiger Deuter der Bibel und in ihr vor allem der alttestamentlichen Propheten. Ob er schon vor dem Studium eine Neigung zum Alten Testament hatte, lässt sich nicht mehr feststellen. Als ich vor dreissig Jahren einmal zu Fuss von Leer nach Bingham pilgerte und unversehens an einem jüdischen Friedhof vorbeikam, dachte ich: vielleicht hat es den jungen Bernhard Lauardus auf dem gleichen Weg, den er ja oft gegangen sein muss, gereizt, dem Geheimnis dieser Schriftzeichen auf die Spur zu kommen, denn Geheimnisse zogen ihn immer an. Und in der Tat: im Lebenslauf berichtet er, das Erlernen des Hebräischen sei ihm zunächst äusserst verlockend gewesen, aber dann habe es ihm ein «stoischer Lehrer» in Aurich verleidet. In Göttingen dagegen fand er zwei Alttestamentler des höchsten Ranges vor, einen, der am Ende und einen, der am Anfang seiner Laufbahn stand. Der ältere, Heinrich Ewald, hielt 1867/68 seine letzten Vorlesungen, bevor ihm wegen Majestätsbeleidigung die Lehrbefugnis entzogen wurde. Unermüdlich trat er, ein eingefleischter Hannoveraner, gegen die neue preussische Herrschaft auf und fühlte sich dabei als Nachfolger der alttestamentlichen Propheten in ihrem Gegenüber zu den Königen von Israel und Juda. Ihnen vor allem hatte seine wissenschaftliche Lebensarbeit gegolten, sie waren für ihn die Schlüsselfiguren des Alten Testaments. Mag es auch ein Zufall gewesen sein, dass das erste Buch, das der stud. theol. Duhm beim Antiquar kaufte, Ewalds dreibändiges Werk über die Propheten war, dann war es doch ein Zufall von Bedeutung und mit Folgen. Ein Jahr nach Ewalds letzter Vorlesung hörte Duhm die erste, die ein noch ganz junger Ewald-Schüler über einen alttestamentlichen Gegenstand hielt, nämlich der damalige Repetent Julius Wellhausen, bald sein Freund und im heutigen Rückblick der berühmteste Vertreter der neuzeitlichen Wissenschaft vom Alten Testament. Es dürfte sich hier um den nicht allzu häufigen Fall gehandelt haben, dass zwei wirklich geniale Menschen miteinander befreundet sind. Beide, Duhm und Wellhausen, waren starke und unabhängige Persönlichkeiten, beide besaßen in seltenem Mass die Gabe der Einfühlung und der Vorstellung, und, nicht zu vergessen, beide konnten glänzend schreiben; ihre Bücher zu lesen ist noch heute ein Genuss. Duhm, der die überragende Bedeutung des etwas älteren Wellhausen stets anerkannte, hatte diesem doch zweierlei voraus: er war ein faszinierender Redner und Lehrer mit einem leidenschaftlichen Willen, auf Menschen zu wirken, und er hatte ein mindestens ebenso leidenschaftliches Interesse am Irrationalen, Übersinnlichen in der Religion. Auf beides wird gleich zurückzukommen sein.

In Göttingen setzte er sich alsbald an eine nach damaligem Brauch lateinisch zu schreibende Abhandlung über die Urteile des Apostels Paulus über die jüdische Religion, aufgrund derer er 1873 den Titel eines Licentiaten der Theologie und die Befugnis eines Privatdozenten sowohl für Altes als auch

für Neues Testament erhielt — was es seitdem in unserer immer mehr spezialisierten Wissenschaft nur noch äusserst selten gegeben hat. Er lehrte dann allerdings ganz überwiegend Altes Testament. 1875 erschien sein erstes Buch, «Die Theologie der Propheten als Grundlage für die innere Entwicklungsgeschichte der israelitischen Religion». Im Titel steckt die These, und die These war überraschend und provokativ: nicht Mose hat den Grund für die Entwicklung der israelitischen Religion gelegt, sondern die um Jahrhunderte jüngeren Propheten. Duhm bekannte sich damit zu der wenig später durch Wellhausen zum Sieg geführten Einsicht, dass die sogenannten fünf Bücher Mose, der Pentateuch, in grossen Teilen ein ziemlich junges Werk sind, aus dem wir über die alte, vorprophetische Zeit im Grunde nicht sehr viel erfahren. Eine mosaische Periode in dem Sinn, dass damals ein umfassendes Gesetz als Grundlage und Massstab für alles weitere erlassen worden wäre, hat es nicht gegeben, man versteht die Propheten mit einem Schlage viel besser, wenn man sie nicht immer auf ein Gesetz bezieht, das sie in Wirklichkeit gar nicht gekannt haben und gar nicht kennen konnten. «Es liegt auf der Hand», schrieb Duhm 1875, dass diese «Hypothese eine vollständige Revolution auf dem Gebiet der alttestamentlichen Theologie und Religionsgeschichte hervorbringen muss. Indem sie die 'Mosaische Periode' tilgt, erweitert sie den Horizont der prophetischen Periode bis zu den Anfängen der eigentlich israelitischen Religion»<sup>2</sup>. Mit dieser letzten Behauptung erfuhr Duhm allerdings Widerspruch auch bei solchen, die jene Hypothese teilten. Wellhausen fand, Duhm habe «die Bedeutung der Propheten gewaltig übertrieben» und die Priester vernachlässigt, die «neben und vor ihnen bestanden» und deren Einfluss viel kontinuierlicher und wirksamer war<sup>3</sup>. Duhm liess sich durch diesen Einwand nicht beirren. Natürlich wusste er gut, dass es im Alten Testament auch anderes gibt, schrieb sogar bedeutende Kommentare zu den Psalmen und Hiob, aber das A und das O blieben für ihn immer die Propheten; alles andere stand tief in deren Schatten. Sein letztes Buch, 1916 als eine Art geistiges Testament erschienen, stellt in einem grossen Wurf die altisraelitische Religion dar, und sie tut das unter dem Titel «Israels Propheten». Sie waren es, die für ihn zählten, sie lieferten ihm das Koordinatensystem, in das er alles Übrige einordnete.

Aber von 1875 bis 1916 hatte er noch einen Weg zu gehen. In Göttingen war es nicht leicht. Nach siebenjähriger Ehe starb 1884 seine Frau Helene, Tochter des Bingumer Lehrers und Organisten Dirk Gerdes Bunjes; er blieb mit drei Söhnen zurück und hat nicht wieder geheiratet. Unter den Kollegen hatte er wegen seiner radikalen Haltung als Wissenschaftler, aber auch wegen persönlichen Eigensinns, der sicherlich eine ostfriesische Komponente hatte, keinen leichten Stand. Ein festes Gehalt wurde ihm erst 1877 bewilligt. Seit-

<sup>2</sup> Die Theologie der Propheten 18.

<sup>3</sup> JDTh 21 (1876) 157.

dem durfte er sich auch einen, allerdings nur ausserordentlichen, Professor nennen; der Ruf auf einen ordentlichen Lehrstuhl kam erst 1889 aus Basel. Zwischen 1875 und 1889 ist, wenn ich nichts übersehen habe, keine Zeile aus seiner Feder im Druck erschienen — gewiss nicht, weil ihm nichts einfiel, sondern weil er in jenen Göttinger Jahren irgendwie gehemmt war und weil er hohe Ansprüche an sich stellte. Ihn unterschied von manchem Fachgenossen, dass er nie etwas Belangloses veröffentlicht hat.

Wenn die Basler Universität sich einen solchen Mann holte, der zwar als ungewöhnlich galt, aber schon fast 45 Jahre alt war und von dem man erst sehr wenig lesen konnte, dann war das nicht ohne Risiko. Aber den Mut zu solchen Risiken hatte man in Basel auch schon früher gehabt. Das berühmteste Beispiel ist das des Philosophen Friedrich Nietzsche, der 1869 als 24jähriger, der nicht einmal den Doktorgrad besass, zum Professor der klassischen Philologie berufen wurde. Darüber, ob sich in seinem Fall das Risiko gelohnt hat — Nietzsche musste sich 1879 krankheitshalber pensionieren lassen, Anfang 1889, als man gerade mit Duhm verhandelte, brach er geistig zusammen —, kann man streiten. Kein Streit kann über diese Frage im Fall Bernhard Duhms sein. Er wurde in Basel überraschend schnell heimisch und genoss in den fast vier Jahrzehnten seines dortigen Lebens und Wirkens ein geradezu legendäres Ansehen. Ich habe noch als Basler Student in den fünfziger Jahren Menschen, die ihn gekannt hatten, von ihm schwärmen hören — und das waren nicht nur alte Pfarrer, die seine Studenten gewesen waren.

Er lehrte nämlich nicht nur an der Universität, sondern auch am Gymnasium. Dort hatte ein Professor für Altes Testament Unterricht im Hebräischen zu geben, was natürlich den späteren Theologiestudenten ihre Studienzeit angenehm verkürzte. Zu Duhm kamen aber auch manche, die gar keine Theologen werden wollten, denn man wurde dort auf fesselnde Weise über das Sprachliche hinaus ins Alte Testament, ja in Bibel und Religion überhaupt eingeführt. Mit Vorliebe las Duhm mit den Schülern die alten Geschichten aus der Genesis und vom Propheten Elia und knüpfte daran seine Betrachtungen an; er ging auch gern auf Fragen der Schüler ein. Sie konnten ihn wie die Studenten in seinem Haus besuchen.

In Basel, der traditionsreichen Bürger- und Humanistenstadt, gab es aber auch für öffentliche Vorträge ein aufnahmebereites Publikum. Bis um die Zeit von Duhms Kommen hatte der grosse Kulturhistoriker Jacob Burckhardt, einst selbst ein Theologiestudent, mit regelmässigen Vorträgen über geschichtliche und kunstgeschichtliche Gegenstände eine tiefe Wirkung auf seine Mitbürger ausgeübt. Duhm folgte ihm weniger regelmässig und mit begrenzterer Thematik, aber ähnlich eindrucksvoll nach. Ich zitiere einen, der es erlebt hat: «In den Vorträgen, die wir [...] von ihm hören durften, herrschte, so bald er zu reden begann, eine lautlose Stille; der Redner sprach ohne alles Pathos, ohne alle rednerische Kunst, mit gedämpfter Stimme, aber jeder sei-

ner Zuhörer empfand es: hier spricht ein Mann, dem Gott schon begegnet ist und der im Allerheiligsten war.»<sup>4</sup>

Um Duhms Grundanschauung zu charakterisieren, gebe ich diesem Hörer — es ist der Basler Theologieprofessor Paul Wernle — gleich noch einmal das Wort: «Wer Bernhard Duhms Schriften mit einigem Verständnis liest, der sieht sich vor eine völlig neue Auffassung von Religion gestellt. Ihm ist Religion nicht Lehre oder Dogma, auch nicht Moral, auch nicht kirchliche Organisation, sondern etwas viel einfacheres, etwas unmittelbares und lebendiges: Verkehr zwischen den Menschen und einem unsichtbaren Wesen, ein Verkehr, der immer von der Gottheit eröffnet wird, dadurch, dass sie einem Menschen erscheint und ihren Namen kundgibt. Es handelt sich bei dieser Erscheinung stets um ein ekstatisches Erlebnis: dem Menschen werden die Augen geöffnet, so dass er einen Einblick in die übersinnliche Welt tut, und dieses unmittelbare Sehen und Hören, und nicht das Denken darüber macht das schöpferische religiöse Erlebnis aus.»<sup>5</sup>

Man hat das Herausstellen des ekstatischen Erlebnisses, des Einblicks in die übersinnliche Welt, des unmittelbaren Sehens und Hörens immer wieder mit Duhms Herkunft aus Ostfriesland, dem Land der Spökenkieker, in Verbindung gebracht. Das ist kaum ganz falsch, und dafür spricht auch, dass Duhm selber diese Dinge offenbar nicht fremd waren. Er konnte beanspruchen, hier als ein «Wissender» zu reden. In einem Artikel zu seinem 80. Geburtstag druckte ein anderer Basler Kollege als der eben zitierte den Satz: «Duhm kennt aus eigener Erfahrung die okkulten Seiten des Seelenlebens.»<sup>6</sup> So etwas äussert man über einen verhältnismässig Nahestehenden öffentlich nur dann, wenn es zutrifft und wenn es nicht als ein Geheimnis oder als etwas Unpassendes empfunden wird. Darum braucht noch längst nicht alles zu stimmen, was man in Basel, einem Ort von mancherlei Klatsch, an Einzelheiten kolportierte, z.B. er unterhalte sich durch den Kamin seines Hauses mit seiner verstorbenen Frau. Das waren Karikaturen. Duhm lässt sich nicht in die heute so sehr kultivierte Region von Esoterik, Horoskopen, Parapsychologie und ähnlichem Hokusfokus sperren. Dazu war er nämlich auf der anderen Seite — und auch das ist doch wohl eine echt ostfriesische Eigenschaft — viel zu nüchtern. Ein Mann, den man von weitem nicht gleich mit Duhm in Zusammenhang bringen möchte, der ihn aber in grosser Pietät seinen Lehrer nannte, Karl Barths alttestamentlicher Gewährsmann Wilhelm Vischer, hat mir erzählt, was ihn an Duhm geradezu fasziniert habe, sei die Verbindung von Sinn für das Geheimnisvolle einerseits, scharfer und nüchterner Intelligenz andererseits gewesen. Ganz sicher war Duhm ein weit überdurchschnittlich begabter Kopf. In Göttingen beteiligte er sich in einer Fabrik für meteorolo-

<sup>4</sup> P. Wernle, *Leben und Glauben* 1927 Nr. 20 S. 20.

<sup>5</sup> Ebd.

<sup>6</sup> J. Wendland, *Schweizerisches Protestantenblatt* 1927, 337.

gische Messtechnik an der Konstruktion von Thermo-, Baro-, Hygro- und Polymetern, in Basel war er beim Bau jenes Hauses am Rhein sein eigener Architekt, sein Klavier stimmte er selber, den Söhnen brachte er das Schachspiel bis zur Meisterschaftsreife bei, in der Natur kannte er sich wie ein berufsmässiger Zoologe und Botaniker aus.

Aber das alles waren ja nur Nebenbeschäftigungen. Sie hielten ihn nicht von der Hauptaufgabe ab, auf die er sich ganz konzentrierte, dem Studium der Zeugnisse von jenem «schöpferischen religiösen Erlebnis». Sie fand er vor allem in den Prophetenbüchern des Alten Testaments, aber auch dort keineswegs überall und in reinem Zustand. Um sie genau abzugrenzen und zu verstehen, untersuchte er diese Bücher in einer Weise, die bahnbrechend war und die Forschung bis heute bestimmt oder wenigstens beeinflusst hat. Das Ergebnis seiner Arbeit legte er in mehreren grossen Kommentaren nieder. In Göttingen hatte er ja seit 1875 nichts veröffentlicht, aber kaum war er in Basel, schrieb ihm der Göttinger Verleger Ruprecht einen Brief mit der Frage, ob er einen Kommentar zum Buch Jesaja schreiben wolle. Duhm antwortete beinahe postwendend mit Ja und entwickelte gleich seine Vorstellungen, wie ein solcher Kommentar aussehen müsse. Daraus hebe ich hervor: «Der Kommentar sollte nicht blos Studenten der Theologie und Pastoren, sondern auch Historiker, Religionshistoriker, Kulturhistoriker bedienen, die, ohne alttestamentliche Fachmänner zu sein, doch möglichst aus den Quellen schöpfen möchten.» Und zum Umfang: «Setzen Sie doch nicht zu viel an. Die Leute, die meinen, nur dicke und schwerfällige Bücher seien gründlich und gelehrt, nehmen Gott sei Dank immer mehr ab.» Der Kommentar war in zwei Jahren fertig, und anschliessend kommentierte Duhm noch im gleichen Jahrzehnt Hiob, die Psalmen und Jeremia — ein wahrer Katarakt, nachdem es einmal losgegangen war; man sieht auf Schritt und Tritt, wie gut sich Duhm in den scheinbar unfruchtbaren Göttinger Jahren überall eingearbeitet und wieviel er entdeckt hatte. Der Herausgeber der drei letztgenannten Bände sagte staunend: «Duhm wandelt beinahe wie ein Zauberer durch das Alte Testament, der verborgene unbekannt gebliebene Schätze zu heben und erstarrte Gebilde zu frischem Leben zu erwecken weiss.»<sup>7</sup>

Duhm ging davon aus, dass die Zeugnisse für das «schöpferische religiöse Erlebnis» grossenteils erst wieder hergestellt werden müssen. Es gibt ja nicht nur die Propheten und Seher, sondern auch die «Masse der Durchschnittsmenschen, welche die Religion nicht aus erster Hand haben, sondern auf die Gottesmänner angewiesen sind, die aber im 'Glauben' etwas von dem bekommen können, was für jene das Hören und Sehen bedeutet»<sup>8</sup>. Solche Leute haben die ursprünglichen Zeugnisse bewahrt, haben sie aber auch ergänzt und verändert und, oft in immer stärkerer Abweichung von ihrer Form und

<sup>7</sup> Karl Marti bei Wendland a.a.O. 336.

<sup>8</sup> Wernle a.a.O.



ihrem Inhalt, Eigenes in die alten Bücher oder Schriftrollen hineingeschrieben, das man wegräumen muss, um die genuinen, originalen Äusserungen der Religion freizulegen. In dieser Wegräumungs- und Freilegungsarbeit ist Duhm mit ähnlichem Scharfsinn verfahren wie heute die Kunsthistoriker, die die Gemälde Michelangelos und Rembrandts von späteren Übermalungen befreien und manche von ihnen sogar ganz auf spätere Maler zurückführen, Schüler, Nachahmer und Epigonen der grossen Meister. Das kann schmerzen, wenn es sich um ein Bild handelt, das wir lieb gewonnen haben wie von Rembrandt (oder eben nicht Rembrandt) den Mann mit dem Goldhelm in Berlin oder den David mit der Harfe vor Saul in Den Haag. Duhms «Ab-schreibungen» haben viele Leser aber nicht nur geschmerzt, sondern sogar erbittert, weil sie oft auch Abwertungen waren. Über die theologisierenden Schriftsteller, die im Buch Jeremia die authentischen kurzen dichterischen Worte des Propheten durch ihre ausführlichen Reden und Betrachtungen ergänzt haben und damit jetzt weithin das Gesicht des Buches bestimmen, konnte Duhm sich unverhohlen lustig machen, er konnte auch in grosser Schärfe über sie urteilen. Berühmt und berüchtigt ist, was er über den längsten Psalm geschrieben hat, 119, der in immer neuen Variationen das göttliche Wort preist: «Was der Autor bei der Abfassung dieser 176 Verse für einen Zweck im Auge gehabt hat, weiss ich nicht. Jedenfalls ist dieser 'Psalm' das inhaltsloseste Produkt, das jemals Papier schwarz gemacht hat. Wenn doch der Verf. auch nur etwas von den gerühmten Errungenschaften seines Studiums mitgeteilt hätte! Auch in schriftstellerischer Hinsicht wird es schwer sein, ein Schriftstück nachzuweisen, das es an Ungeschicklichkeit und Gedankenlosigkeit mit diesem Ps aufnehmen könnte.»

Wer sich über diese Sätze ärgert, sollte den Psalm noch einmal durchlesen — das dauert ein Weilchen — und dann im Stillen mit Duhm darüber diskutieren. Eins wird er oder sie nicht bestreiten können: Duhm hat hier wie sonst Stellung bezogen, er hat sich nicht gedrückt, hat seine Meinung ohne Rücksicht auf pietätvolle Gefühle seiner Leser zum Ausdruck gebracht. Ob darin nicht vielleicht auch ein Stück ostfriesischer Gradlinigkeit steckt? Hören wir, was ein abwägender Engländer gesagt hat: «Es ist leicht, Duhm zu kritisieren, und oft unmöglich, ihm zuzustimmen. Aber wenige unter unseren Gelehrten haben so sehr herausgefordert, sind so selbständig, so anregend gewesen. Als Ausleger ist er manchmal abwegig, und wenn sein Autor nicht seine Sympathie gewinnt, kann er unausstehlich und unzulänglich sein. Wo ein biblischer Schriftsteller nicht das Glück hat, ihm zu gefallen, kann er so sehr damit beschäftigt sein, ihn wegen seiner Unfähigkeit zu beschimpfen, wegen seines schlechten Hebräisch, seines schludrigen Stils, seiner hassenswerten Gefühle oder seiner anfechtbaren Ideen, dass er beinahe vergisst, den Text auszulegen, den er vor sich hat.»

So weit, so schlecht. Aber nun fährt unser Engländer fort: «Wo er sich aber einem grossen und edlen Geist gegenüber sieht, ausdrucksfähig, Ideen

hervorbringend, reich und tief in seiner religiösen Erfahrung, da kann man von ihm eine einzigartig lebendige, verständnisvolle und eindringende Auslegung erwarten.»<sup>9</sup> Es dürfte nicht viele Professoren gegeben haben, die ihre Studenten so sehr für die Bibel zu begeistern wussten — nicht für die Bibel insgesamt, aber für vieles, was in ihr wichtig und entscheidend ist. Wenn jemand einwendet, dass Duhm doch gar keine einwandfreie Theologie gehabt habe und in seiner Vorstellung vom schöpferischen Individuum und manchem anderen allzusehr ein Kind des 19. Jahrhunderts gewesen sei<sup>10</sup>, dann bestreite ich das gar nicht, nenne aber einen unbestreitbar «einwandfreien» Theologen, der als Student von keinem seiner Professoren tiefer beeindruckt worden ist als von Duhm und der ihm bis an sein Lebensende die grösste Dankbarkeit bewahrt hat, nämlich Eduard Thurneysen, den engsten Freund Karl Barths. Er hat dem Andenken Duhms einen prinzipiellen Aufsatz ausgerechnet über das Problem der Offenbarung gewidmet<sup>11</sup> und darin bekundet, dass man auch in dieser Sache von Duhm noch etwas lernen kann.

Die Nennung des Namens Thurneysen gibt mir Anlass, dem Ende dieses Vortrags zueilend, ein Briefchen vorzulesen, das Duhm am 14. Oktober 1917, also vor fast genau 80 Jahren, an Thurneysen schrieb; Frau Thurneysen hat es mir geschenkt:

«Lieber Herr Pfarrer!

Herzlichen Dank für den Brief, den Sie mir zu meinem 70. Geburtstag geschrieben haben. Halten sie daran fest, dass die Religion oder, wie Paulus sagt, das Evangelium, eine *Kraft* ist. Lassen Sie mich rasch — denn ich habe so vielen zu danken — ein Wort über diese Kraft hinzufügen. Ich glaube nicht, dass die Seele an sich u. ohne Weiteres unsterblich ist; wäre das etwa die Seele eines Baumes oder eines Tieres? Aber sie kann es *werden*, wenn sie die Kraft empfängt. Wodurch empfängt sie sie? Dadurch dass ihr etwas entgegenkommt, was sie zwingt weiter leben zu *wollen*, dass ihr eine Energie eingeflösset wird durch das Erblicken eines ewigen Gutes, der Vereinigung mit Gott. Die Sehnsucht nach Gott macht die Seele ewig. Die Religion giebt ihr diese Sehnsucht ein. Wer mit dieser ins Sterben geht, behauptet sich, er hat die Kraft dazu. Aber Gott muss die Seligkeit der Seele sein, ihr einziges Ziel.

Mit bestem Gruss und auf Wiedersehen

Ihr B. Duhm.»

Ich schliesse ein paar Sätze aus einem anderen Brief an, dem Beileidschreiben an einen Kollegen in seiner Fakultät, der den Vater verloren hatte<sup>12</sup>: «Ich mag mir gern den Abgeschiedenen in seinem jetzigen Zustand den-

<sup>9</sup> A.S. Peake, *Recollections and Appreciations* (1938) 93f.

<sup>10</sup> Vgl. dazu H. Graf Reventlow, *ZThK* 85 (1988) 259-274.

<sup>11</sup> *ZZ* 6 (1928) 453-477 (= Anfänge der dialektischen Theologie, hg. v. J. Moltmann, 1963, II, 276-299).

ken, seinen köstlichen Todestraum, sein wundervolles Aufwachen, die unsägliche Leichtigkeit nach Abschüttelung der Erdschwere, die Ahnung, dem Ewigen, dem höchsten Vater um einen Schritt näher gekommen zu sein; und dann freue ich mich darauf, dass mir dasselbe nach wenig Zeit auch bevorsteht. Das Erdenleben ist ja nur ein kurzer Moment in unserem gesammten Dasein, das Beste kommt. Ich hoffe, diese Zeit wird neben aller natürlichen Wehmuth Ihnen doch eine heimliche Seligkeit zu kosten geben.»

Mir ist nicht bekannt, ob Duhm in Basel je gepredigt hat. Vielleicht fühlte er sich als Lutheraner im dortigen reformierten Kirchentum fremd, vielleicht war er für das alles überhaupt zu individualistisch. Aber die beiden Briefe bezeugen, dass er auf seine Weise geistlich gewirkt hat und dass ihm das ein Bedürfnis gewesen ist. Sie bezeugen auch, dass er dabei gern über den Tod hinausgewiesen hat. So war für ihn auch «Das kommende Reich Gottes» der Kern der Verkündigung Jesu<sup>13</sup>, um seinerwillen interessierte ihn das Neue Testament nicht weniger als das Alte. Schon in Göttingen hielt er Vorlesungen über «Alttestamentliche Vorstellungen vom Dasein nach dem Tode»<sup>14</sup>, «Biblische Eschatologie»<sup>15</sup>, «Paulinische Eschatologie»<sup>16</sup>. Als er Göttingen verliess, wurde sein Nachfolger als ausserordentlicher Professor der Neutestamentler Johannes Weiss (böse Zungen sagten, die Weissheit löse die Duhmheit ab<sup>17</sup>), und dieser veröffentlichte 1892 sein Buch über «Die Predigt Jesu vom Reich Gottes», in dem er angeblich «den futurisch-eschatologischen Charakter der Reich-Gottes-Verkündigung Jesu» entdeckt hat<sup>18</sup>. In Wahrheit ging ihm Duhm voran. Von Weiss übernahm — mit Modifikationen, wie das ja immer so ist — Albert Schweitzer die Einsicht<sup>19</sup> und verhalf ihr zu grosser Wirkung. Dass Duhm sozusagen sein geistiger Grossvater war, scheint Schweitzer nicht bewusst gewesen zu sein. Falls Duhm davon Kenntnis bekam, dürfte es ihn nicht geirrt haben. Dass seine Saat an vielen Stellen aufging, war wichtiger, als dass man sich dabei immer auf ihn als den Säemann besann. Umso sinnvoller ist es, das aus Anlass des heutigen Tages doch einmal wieder zu tun — an dem Ort, von dem er ausgegangen ist und an dem

<sup>12</sup> Es handelt sich um Rudolf Staehelin (1841-1900), der Brief stammt vom 18.5.1891; ich verdanke seine Kenntnis meinem Kollegen Martin Staehelin in Göttingen.

<sup>13</sup> Vgl. den so betitelten Vortrag (1910) 32.

<sup>14</sup> WS 1879/80.

<sup>15</sup> SS 1883.

<sup>16</sup> SS 1885.

<sup>17</sup> Vgl. B. Lannert, Die Wiederentdeckung der neutestamentlichen Eschatologie durch Johannes Weiss (1989) 32<sup>86</sup>.

<sup>18</sup> W.G. Kümmel, RGG <sup>3</sup>VI, 1582.

<sup>19</sup> Es sieht so aus, als habe er das ein wenig verschleiert, vgl. E. Grässer, Albert Schweitzer als Theologe (1979) 109<sup>9</sup>.

man ihn nicht vergessen hat und hoffentlich auch in Zukunft nicht vergessen wird.

*Rudolf Smend, Göttingen*